Franziskanische Weltmission



Herausgegeben von P. Daniel Becker O.F.M.

Franziskanische Weltmission

Berichte und Erzählungen

Die Sammlung verfolgt den Zweck, die weitesten Kreise mit dem segensreichen Wirken der Franziskanermissionare in Vergangenheit und Gegenwart bekanntzumachen. Die spannende Darstellung, die schmucke Aufmachung und der billige Preis (das einzelne Bändchen kostet nur 20 Pf.) sollen die Erreichung dieses Zieles erleichtern. Bestellungen sind zu richten an den P. Missionsprokurator des nächsten Franziskanerklosters oder an die Franziskus-Druckerei in Werl, Kr. Soest, Westfalen (Postscheckkonto Dortmund 15707).

1. Bändchen:

Kommunistengreuel in der Chinamission

Von P. Theodosius Richard O. F. M. 4.—6. Tausend. 48 Seiten.

2. Bändchen:

Von Kolibris, Papageien, Vampiren . . .

Erlebtes und Erlauschtes aus Brasiliens Wunderwelt. Von P. Clemens Anheuser O. F. M. 4.—6. Tausend. 48 Seiten.

3. Bändchen:

Franziskanerpater Rogerius Neuhaus

der deutsche Hochland- und Großstadtapostel Brasiliens. Nach P. Petrus Sinzigs Originalausgabe von P. Clemens Anheuser O. F. M. 6.—8. Tausend. 48 Seiten.

Franziskanische Weltmission
Berichte und Erzählungen

Herausgegeben von P. Daniel Becker O. F. M.,
Münster in Westfalen, Ignatius-Jeiler-Haus

Erstes Bändchen: Kommunisten-
greuel in der Chinamission

Kommunistengreuel in der Chinamission

Von P. Theodosius Richard

Franziskaner

T

4.—6. Tausend

Kommissionsverlag der Franziskus-
Druckerei in Werl, Westfalen

Imprimatur. Werlae, die 13. Maji 1935. Fr. Ephrem Ricking O. F. M., Delegatus Provincialis. Imprimatur. Paderbornae, die 18. Maji 1935. Gierse, Vic. Gen.

Inhalt

Vorwort

Vor mehr als 60 Jahren übernahmen italienische Franziskaner aus der Provinz von den Wundmalen des hl. Franziskus von Assisi die Missionierung eines Teiles der chinesischen Provinz Hupeh. Im Jahre 1930 gelang es ihnen mit Hilfe der Missionsfreunde in der Heimat, auf dem Chayuenkow-Gebirge ein Kloster zu gründen, in dem nach dem Wunsche unseres glorreich regierenden Heiligen Vaters Pius XI. einheimische Ordenskandidaten nach der Regel des hl. Franziskus leben sollten. Sie nannten es das „chinesische Alvernakloster". Liegt es doch ebenso auf einsamer Bergeshöhe fernab von der großen Welt wie das berühmte Alvernakloster in Italien, in dem die Patres einst ihr Probejahr verlebt haben. Zum Kloster auf dem Chayuenkow gehört ein Seminar für den einheimischen Weltklerus, ebenso ein Waisenhaus, das von chinesischen Schwestern geleitet wird. Die Klosterkirche ist zugleich Pfarrkirche für eine alte Christengemeinde, die auf jenem Gebirge wohnt.

Die Neugründung bestand noch kein Jahr, da wurde sie schon von einem grausigen Unglück heimgesucht. Chinesische Kommunistenhorden fielen in die Gegend ein und plünderten das Kloster. Von seinen Bewohnern wurden

mehrere gefangen genommen, einige getötet. Unter den in die Gefangenschaft verschleppten Franziskanern befand sich P. Germanus Lazzeri. Sechs Monate lang wurde er in Haft gehalten. Während dieser Zeit konnte er insgeheim Tagebuch führen und alles genau aufzeichnen, was er und seine Leidensgefährten, unter ihnen der Franziskanerbischof Ricci, zu erdulden hatten. Das Tagebuch, zu dem der berühmte italienische Schriftsteller Giovanni Papini das Geleitwort schrieb, ist unter dem Titel „Sei mesi col Dragone rosso" (Sechs Monde mit dem roten Drachen) zu Florenz gedruckt worden. So Gott will, wird es auch bald in deutscher Übersetzung erscheinen. Das vorliegende Schriftchen „Kommunistengreuel in der Chinamission" bringt einige Proben aus P. Lazzeris interessantem Missionstagebuche, das bei aller Schlichtheit der Erzählung doch von Ereignissen berichtet, die, um mit Papini zu reden, in alten Martyrerakten stehen könnten.

P. Theodosius Richard.

Sowjets im Reiche der Mitte

Kunghu heißt die Gegend, in die sich die Kommunisten von Hupeh und Hunan nach ihren Niederlagen zurückgezogen haben. Sie besteht ganz aus Seen, Sümpfen, Flüssen und Kanälen. Hier, im Herzen von Hupeh, haben die Kommunisten eine Provinzialregierung mit allen dafür notwendigen Ämtern und Beamten eingerichtet, vom Landeshauptmann angefangen bis zum letzten Angestellten. Und so ist die Sowjetprovinz von Hupeh und Nordhunan entstanden: Changhosi Suweisengchenfu, deren Regierung zur Zeit noch in Dochulaodsei residiert. Die Kommunisten leben aber der Hoffnung, daß diese Regierung einmal nach Uhan verlegt wird, der künftigen Hauptstadt von Sowjetchina.

Die Sowjetprovinz umfaßt das Gebiet des Apostolischen Vikariates Hankow, das sich westlich von der Bahnlinie Hankow—Peking hin erstreckt; ferner liegen in ihr die Apostolischen Vikariate Hanjang, Laohokow und Ichang in Hupeh und Shangte in Hunan. In diesem ganzen Gebiete, das größer ist als die Hälfte Italiens, sind bis heute etwa 70—80 Ortssowjets eingerichtet, die sich in einem mehr oder weniger großen Gebiete die gesetzgebende, richterliche und vollziehende Gewalt angeeignet

haben. Sie üben die Gewalt natürlich auf kommunistische Art aus und zwar unter der Oberhoheit des sowjetistischen Landeshauptmanns, dem allein sie verantwortlich sind.

Leider hat in dem Kommunistenlande die rechtmäßige Regierung von Nanking jeden Einfluß verloren. Alles untersteht der Sowjetregierung . . . Jede Ortsbehörde hat eine größere oder geringere Zahl von Bewaffneten zur Verfügung. Sie dienen als Ortspolizei und im Notfalle als erste Verteidigung.

Die Provinzialregierung unterhält eine Armee, die augenblicklich aus drei Divisionen mit zehn Regimentern besteht. Sie zählt mindestens 20 000 Mann. Ihr Befehlshaber ist der berüchtigte Huolung. Diese Armee, die ganz und gar von der Provinzialregierung abhängig ist, hat vor allem die Aufgabe, im Gebiete der obengenannten Vikariate auf Streife zu ziehen. Ihr obliegt, die Ortsbehörden zu schützen und ihnen Hilfe zu bringen, wenn sie von den regulären Truppen bedroht werden und mit eigenen Kräften allein sich nicht wehren können. Ferner hat diese Armee bald hier bald dort für die kommunistische Idee Propaganda zu machen, und an Orten, wo es sich ermöglichen läßt, auch neue Ortssowjets einzurichten. Sodann gehört zu ihren Obliegenheiten, Flecken, Dörfer und Städte zu plündern und in Brand zu stecken. Auch Geiseln zu machen, ist eine Hauptaufgabe für sie. Und dabei muß sie besonders darauf aus sein, Europäer und namentlich Missionare fortzuschleppen. So erpreßt man die Mittel, um die eigenen Mord-

brenner unterhalten zu können. Ich brauche wohl kaum eigens zu erwähnen, daß die Propagandamethode der Kommunisten grenzenlos terroristisch, barbarisch und roh ist . . .

Ruhe und Friede

15. Mai 1931. Wie immer nahm auch heute das Missionsleben seinen normalen Verlauf. Das galt sowohl vom Kloster wie auch vom anliegenden Seminar, in dem der einheimische Klerus ausgebildet wird.

Für 5 Uhr nachmittags sieht die Tagesordnung eine dreiviertelstündige Erholung vor. Stundenten wie Patres, die zumeist Lehrer im Seminar sind, können diese freie Zeit nach Belieben verwenden.

Im Kloster sind heute anwesend: P. Bonaventura Tseng, Vikar des Klosters und Lehrer im Seminar, P. Mansuet Maggini, Pfarrer und Leiter der Christengemeinde vom Chayuenkow, und P. Germanus Lazzeri, Rektor und Lehrer im Seminar; alle drei gehören dem Franziskanerorden an. Ferner sind anwesend: P. Gabriel Hu, einheimischer Priester und Lehrer der chinesischen Sprache im Seminar, und der chinesische Priester P. Thomas Kuo. Dieser lebte sonst als kranker Mann von 72 Jahren bei seinen Verwandten im Ruhestande; seit einigen Tagen aber ist er im Kloster, um mit uns Christi Himmelfahrt zu feiern. Noch ein dritter einheimischer Priester wohnt in unserem Kloster: P. Benedikt Cheng. Erst kürz-

lich ist er geweiht; er bereitet sich als Hilfsgeistlicher in der Christengemeinde auf das Missionsleben vor. Sodann sind noch zu nennen Franziskanerbruder Lukas Santini, des Klosters Hausmeister, und die drei einheimischen Terziarbrüder Dominikus Kia, Stefan Lu und Franziskus Ch'eng, der schon das 60. Lebensjahr überschritten hat.

Das einheimische Seminar zählt 43 Schüler. Sie gehören verschiedenen Klassen an.

Im nahen Waisenhause von der hl. Kindheit, dessen geistliche und weltliche Leitung in den Händen des P. Guardians Hyginus Checcacci liegt, wohnen mit Schwestern, Greisen und Kindern zusammen ungefähr 60 Personen.

Vom Kloster sind abwesend der hochwürdigste Franziskanerbischof Hermenegild Ricci und P. Guardian. Der hochwürdigste Herr begab sich vor ungefähr vier Wochen nach Laohokow, um die heiligen Öle zu weihen, den Ostergottesdienst zu halten und einen Erholungsaufenthalt im Missionskrankenhaus zu nehmen. Vor etwa acht Tagen ging auch P. Guardian nach Laohokow hinab. Er hatte Geschäfte für das Kloster zu erledigen und wollte den Hochwürdigsten Herrn Bischof auf der Rückreise zum Chayuenkow begleiten. Heute müssen sie von Laohokow abgereist sein, so daß sie morgen abend im Kloster zurückerwartet werden können.

Seit einigen Jahren herrschte unter den Bergchristen auf dem Chayuenkow und dessen Umgebung der größte Friede. Nicht Krieg noch Räuber- oder Kommunistenplage haben ernstlich die Ruhe des Zivilbezirks Kutang, in

dem der Chayuenkow liegt, gestört; und so war's auch in den umliegenden Kreisen. Keiner von den Klosterbewohnern und Christen konnte deshalb auch nur entfernt die gewaltige Katastrophe ahnen, die über uns hereinbrach und den friedlichen und geregelten Gang des Klosterlebens zerriß. In einem Augenblicke wurde das Werk jahrzehntelanger Arbeiten, die Frucht unsäglicher Opfer und Entbehrungen, zerstört.

Sturm

Zur Zeit der Erholung, 5 Uhr nachmittags, machen sich die Patres Bonaventura Tseng, Thomas Kuo und Benedikt Cheng zu einem Spaziergang auf den Weg, der von der Klosterpforte in den westlichen Teil des Klostergebietes führt. Von dort überschaut man auf eine weite Strecke hin die Straße nach Laohokow. Ein Trupp Männer — es mögen gegen 40 sein — schreitet im Eilmarsch die Straße hinan. Als sie dem Kloster nahe kommen, wird Laufschritt kommandiert, obschon der Weg stark ansteigt. Das alles erfüllt die Priester mit bangen Ahnungen. Rasch entschlossen kehren sie um, um die Entwicklung der Dinge zu beobachten.

Inzwischen ist der Trupp an der Nordecke der Ringmauer des Klosters angekommen. Ein Teil der Männer löst sich vom Trupp und zieht außerhalb der Mauer auf Posten; der andere Teil marschiert auf den Haupteingang des Kloster zu, wo er P. Mansuet Maggini,

Bruder Lukas Santini und die drei chinesischen Terziarbrüder Dominikus Kia, Stefan Lu und Franziskus Ch'eng antrifft.

Ich selbst weile bei den Seminaristen in dem vom Kloster getrennt liegenden Seminar. Ich hatte sie während der Erholungszeit im Hause gehalten. Sie sollten von der nahen Ziegelei Steine zum Seminar tragen, die zur Vollendung des 1930 errichteten Baues gebraucht werden. Um den Transport schneller und bequemer zu gestalten hatte ich über eine Vertiefung des Bodens eine Art Brücke errichtet. Gerade lasse ich die Schüler auf der improvisierten Brücke hin- und hergehen, um mich von ihrer Tragfähigkeit und Haltbarkeit zu überzeugen, da höre ich jemand mit roher Stimme rufen: „Halt! Jeder, der sich rührt, wird erschossen!" Ich schaue auf und sehe auf der Ringmauer einen Mann in Zivilkleidung; in der Hand hält er eine große Pistole. Aufgeregt schaut er wie mit Teufelsaugen nach links und nach rechts. Ich erfasse sofort die Lage: die Räuber sind gekommen. Ein Fluchtversuch ist unmöglich. Ich versuche deshalb, mich dem Räuber zu nähern. Dadurch errege ich seine Aufmerksamkeit. Wer ich bin, erkennt er an meinem langen Bart. Er wiederholt seine Drohung. Rasend ruft er mir zu: „Keinen Schritt weiter, oder ich schieße!" Ich antworte ihm, daß ich wehrlos und in seiner Gewalt bin, er könne mit mir tun, was ihm beliebe. Darauf läßt er mich auf die Mauer kommen, ruft aber auch zugleich einen andern Räuber heran. Mir werden mit meinem franziskanischen Zingulum, das ich um die Hüften trug, die Hände auf dem Rücken zusammengebunden. Dann eilt der eine der beiden Räuber ins Seminar, während der andere zur Bewachung bei mir bleibt. Der Platz, auf dem ich festgehalten werde, beherrscht Kloster und Seminar. Mit einem Blick kann man alles überschauen. Ich sehe die ganze Ringmauer von bewaffneten Räubern umstellt. Mein Wachtposten untersucht mich nach Wertsachen. Er nimmt mir meine Uhr — genau um 5^{15} Uhr nachmittags.

Die Räuber, die durch das Haupttor der Ringmauer eingedrungen sind, fragen die auf dem Vorplatz des Klosters beschäftigten Arbeiter aus.

P. Mansuet Maggini hat von seiner Zelle den ungewohnten Menschenauflauf gesehen. Er eilt nach unten und tritt durch die Klosterpforte den Räubern entgegen.

Wer sie seien, fragt er, und was sie suchten. Sie seien Soldaten, antworten sie, und kämen im Namen ihres Generals, um 15 Scheffel Reis zu borgen. P. Maggini erwidert, er wolle gern den Wunsch ihres Generals erfüllen. Währenddessen suchte er sie von der Klosterpforte wegzubringen und an den Eingang des Speichers zu führen, der sich im nächsten vom Kloster getrennten Gebäude befindet. Die Räuber verstehen, wie's gemeint ist, und erklären, da sie von unserer Seite wohl keinen Widerstand mehr fürchten, sie seien kommunistische Soldaten der Dritten

Roten Armee und gekommen, nicht um Reis zu borgen, sondern um unsere Waffen zu beschlagnahmen und uns selbst abzuführen. Man möge schnell die Klosterpforte öffnen, sonst sei es um uns geschehen.... Bei diesen Worten hält der Räuberhauptmann dem P. Maggini eine Mauserpistole vor die Brust. Dieser bedeutet ihm, daß die Klosterpforte offen sei, sie möchten eintreten.

Br. Lukas Santini ist gerade dabei, das Bischofszimmer für die Rückkehr des hochwürdigsten Herrn herzurichten. Da gewahrt er die Banditen und ihr verdächtiges Treiben. Auch er tritt mutig an sie heran. Aber kaum sind die Räuber seiner ansichtig, da ergreifen und fesseln sie ihn mit seinem Zingulum, desgleichen den P. Maggini. Johlend und gröhlend wie Besessene fordern sie von beiden die Herausgabe von Waffen und Geld.

Das erste Blutopfer

Auf den Höllenlärm hin verließen die beiden Terziarbrüder Dominikus Kia und Franziskus Ch'eng ihre im oberen Stockwerk gelegenen Zellen. Wahrscheinlich hat beim Hinuntergehen Br. Dominikus seinen Mitbruder gefragt, was denn wohl los sei. Die Antwort des Bruders Franziskus; „O weh, die Räuber sind da!" hatte ein Offizier gehört, der sich als Führer des Räuberunternehmens entpuppte. Als die beiden einheimischen Brüder ins Erdgeschoß kommen, donnert er sie an,

schwingt sein Schwert und fährt damit in der Luft herum. Dem Br. Franziskus versetzt er furchtbare Schläge auf die rechte und linke Schläfe. Der Schwerverwundete macht noch einige Schritte, betritt das Zimmer, das früher als Speisesaal diente, und bricht blutend zusammen.

Wilde Plünderung

Als Br. Franziskus unter den Schwertschlägen des Räuberoffiziers zusammengebrochen ist, dringen andere Räuber ins Seminar ein. Dort finden sie P. Gabriel Hu fieberkrank auf seinem Wohnzimmer. Sie fesseln ihn mit der Stola, die er beim Spenden der heiligen Ölung und beim Beichthören zu gebrauchen pflegt.

Im Kloster, in das weitere Räuber eingedrungen sind, entsteht ein Geschrei und ein Getöse, daß einem Hören und Sehen vergeht. Als ich merke, daß immer noch mehr Räuber das Kloster betreten, ersuche ich meinen Wächter, mich ebenfalls ins Kloster gehen zu lassen. Er entspricht meiner Bitte und führt mich zunächst ins Seminar, in dem die Räuber jetzt die Herren sind. Ihrem Ersuchen, ihnen mein Studierzimmer zu zeigen, füge ich mich. Mein Schlafzimmer haben sie bereits durchwühlt. Sie durchsuchen und durchstöbern das ganze Haus, machen aber nur karge Beute. Die Seminaristen werden in meiner Gegenwart nicht belästigt, es wird ihnen auch nichts weggenommen.

Ich dränge die Räuber, mich ins Kloster zu führen. Mir schnürt der Gedanke, daß meine Mitbrüder in Not und Gefahr sein werden, das Herz zusammen. Im Klostergang stoße ich auf Blutspuren. Ich folge ihnen und finde im Refektorium unter frommen Klagen den lieben alten Br. Franziskus Ch'eng sterbend in seinem Blute am Boden hingestreckt. Ich richte einige Trostworte an ihn und ermuntere ihn zu einem Reueakt. Der gute Bruder spricht andächtig das Reuegebet, und während ich ihm die Lossprechung gebe, macht er das heilige Kreuzzeichen. Ich reiche ihm die Hand. „Auf Wiedersehen! Gelobt sei Jesus Christus!.."

Auf dem Wege zum Klosterhof, wohin ich mich vom Refektorium aus begebe, sehe ich auf dem oberen Klostergang die Patres Mansuet Maggini und Gabriel Hu und Br. Lukas Santini. Sie sind gefesselt, doch wehren sie sich noch gegen die Räuber. Diese benehmen sich wie Wilde und überhäufen ihre Opfer mit den schimpflichsten Schmähungen. Die armen Mitbrüder müssen bald dieser, bald jener Räubergruppe als Führer dienen; das ganze Kloster wird durchsucht und geplündert. Meine Gegenwart im Hofe wird bald bemerkt. Geschlossen richten die Räuber ihre Pistolen, Gewehre und Säbel gegen mich und erheben ein schauerliches Geschrei, als wenn ihnen einer an der Kehle wäre. Ich solle mich nur nicht weigern, brüllen sie, ihre Forderungen zu erfüllen, sonst würden sie mir den Garaus machen. Bei dieser Drohung befällt mich, ich muß es gestehen, eine unheimliche Angst. Ich

suche, obschon ich gefesselt bin, zu fliehen. Kaum aber habe ich den Hof verlassen und den Gang betreten, da greift mich ein Räuber auf, der das Haupt des Überfallkommandos ist. Er heißt Ly und soll von jetzt an den Beinamen „der Henker" führen, den er verdient.

Im Kloster wurden seit ungefähr 30 Jahren zehn Gewehre aufbewahrt. Wir hatten dafür aber Erlaubnis und sogar einen von der Zivil- und Militärbehörde von Ku-cheng ausgestellten Waffenschein. Die Waffen waren eingetragen und hatten einen eingebrannten Stempel, der sie als Eigentum der chinesischen Militärbehörde kennzeichnete. Sie waren uns bis auf weiteres überlassen worden, damit sie uns bei etwaigen Überfällen als Verteidigungswaffen dienten; denn der Chayuenkow ist ein abgelegenes Gebirge und das dortige Kloster, das Seminar und Waisenhaus sind schon bedeutende Anstalten.

Beim Betreten des Klosters hatten die Räuber zu allererst die Gewehre gefordert. Unverzüglich wurden dieselben von P. Mansuet Maggini und Br. Lukas Santini übergeben. Nun gebrauchen die Unholde diese Waffen, um mir damit den Tod anzudrohen. Der Henker Ly befiehlt auch mir, die Gewehre abzuliefern. Ich frage ihn, wieviel Gewehre schon übergeben seien. „Zwölf", antwortet er zynisch. Ich darauf: „Mehr haben wir nicht. Wenn du meinen Worten nicht glauben willst, so prüfe die Erlaubnisscheine des Präfekten von Ku-cheng Da steht's geschrieben, daß wir nur so viel Gewehre haben, als dir schon ausgehändigt sind."

Henker Ly weist die Scheine entrüstet zurück. Er erklärt mir, daß er zu den chinesischen Behörden kein Vertrauen habe; sie zu bekämpfen, zu töten, das sei seine Pflicht und Aufgabe. Dann fügt er hinzu:

„Weißt du, wer wir sind?"

„Ich wäre dir dankbar," erwidere ich, „wenn du es mir sagen würdest; aber ich nehme an, daß ihr alle reguläre Soldaten seid."

„Das sind wir. Wir sind kommunistische Soldaten der Dritten Roten Armee."

Und weil er meinte, ich hätte ihn nicht verstanden, wiederholt er auf englisch:

„We are Communists, Internationalists. (Wir sind Kommunisten, Internationalisten.) Hast du mich verstanden? Ja oder nein!"

„Ich habe dich sehr gut verstanden", antworte ich.

Dann fährt er fort: „Welcher Nation gehört ihr eigentlich an?"

„Wir sind Italiener."

„Hat Italien Kriegsschiffe in China?"

Ich antwortete: „Als Missionar befasse ich mich nicht mit Krieg und Politik."

Ly, der Henker, denkt einen Augenblick nach; dann sagt er: „Jawohl, Italien hat Kriegsschiffe in China. Vergangenes Jahr haben eure Schiffe uns Kommunisten zu Chang-sha in Hunan beschossen. Liefere sogleich auch die anderen Waffen ab, die du noch in Besitz hast oder ich haue dich nieder!"

„Tue was dir gut scheint. Aber ich beteuere, daß ich Missionar bin und keine Waffen habe."

Weil P. Guardian in Laohokow sich aufhält und P. Vikar am Eingangstor der Klostermauer festgehalten wird, machen wir andern Patres unter uns ab, daß einer als Oberer auftreten soll. Dieser schwierige Posten wird mir übertragen, weil ich die Verhältnisse der Missionsstation, wo ich seit ungefähr neun Jahren schon tätig bin, am besten kenne. So öffne ich denn den Räubern alle Zellentüren und liefere ihnen auch die Munition ab, die wir im Hause haben. Da wird der Henker Ly gegen P. Maggini aufgebracht, weil er mit den Waffen nicht auch die Munition gleich abgeliefert habe. Er bedroht ihn mit dem Tode, fuchtelt mit dem Schwerte in der Luft herum, als wolle er die Drohung ausführen. Gleichzeitig schreien die andern Banditen einmütig: „Nieder mit dem europäischen Teufel! Nieder!"

Als ein Räuber P. Maggini auffordert, dem Henker Ly eine Ehrenbezeugung zu erweisen, dann würde ihm dieser nichts zuleide tun, antwortet der Missionar: „Ich will sogar einen Fußfall vor ihm machen." Und wirklich, er macht vor dem Henker Ly Kotau und beendet damit die leidvolle Szene.

Das zweite Blutopfer

Unterdessen fahren die Räuber fort, die Residenz auszuplündern. Br. Lukas Santini und P. Mansuet Maggini werden in ein Zimmer eingeschlossen. Ich befinde mich in der Zelle des P. Guardian, um Auskunft geben zu

können. Ich trete auf den Gang hinaus. Da sehe ich, wie P. Gabriel Hu von einigen Räubern in die Mitte des Klosterhofes geführt wird. Wie Teufel fluchen sie und verwünschen ihn in allen Tonarten. P. Gabriel Hu versucht, sie mit guten Worten zu beschwichtigen; aber er erreicht nichts anderes, als daß sie in noch größere Wut geraten. Es ist ganz klar, sie wollen ihn umbringen. Das wüste Geheul: „Nieder mit ihm! Schlagt ihn tot!" ertönt fast ohne Unterbrechung. Da gehe ich zu den Räubern hin und wende mich an P. Gabriel Hu mit der Frage, ob die Räuber etwas Besonderes von ihm haben wollten, etwa Geld oder Waffen. Er gibt mir zur Antwort, er habe weder das eine noch das andere. Darauf schreien die Räuber erneut: „Nieder mit ihm! Fort mit ihm! Schlagt den Hund tot!" Ich fasse mir ein Herz und frage die Räuber: „Weshalb wollt ihr uns denn töten? Die Waffen, die wir hatten, haben wir ausgeliefert und das Geld auch. Wollt ihr unschuldige Leute töten?" — Die Bestien geben auf meine Frage keine Antwort. Sie fallen vielmehr über P. Gabriel Hu her und reißen ihm die Kleider vom Leibe. Auch das Drittordensskapulier, das er um den Hals trägt, nehmen sie ihm. Nur das Unterzeug kann er behalten. Dann binden sie die Stola los, mit der er bis dahin gefesselt war. Aber sie machen ihn abermals wehrlos, indem sie ihm die Hände mit einem Seile auf dem Rücken binden. Als ich sehe, daß keine Hoffnung mehr ist, nähere ich mich dem Märtyrer und flüstere

ihm, während er gebunden wird, in lateinischer Sprache die Worte zu: „P. Gabriel, trag alles mutig aus Liebe zu Gott! Auf Wiedersehen im Himmel!" Der gute Pater, mein Kollege im Lehrfach, blickt mich liebevoll an und sagt: „Utique, Pater", d. h. „Ja! Pater!" Ich ziehe mich zurück; eine solch barbarische Behandlungsweise kann ich nicht mitansehen. Indes bleibe ich auf dem Flur stehen und beobachte, wie der Märtyrer am Nordrande des Kirchturms vorbeigeführt wird. Ich vernehme auch, wie er auf die wiederholten Drohungen der Räuber, sie würden ihn töten, mit „Gut, gut!" antwortet. Der Henker Ly läßt sich von einem anderen Räuber ein Schwert geben. Dann befiehlt er dem P. Gabriel Hu, niederzuknien. „Gut, gut!" sagt dieser wiederum. Es sind die letzten Worte des Märtyrers, der in die Knie sinkt. Wahrhaftig, ein heldenmütiges, bewundernswertes Schauspiel! Der Henker Ly gibt dem Märtyrer mit seiner Linken einen leichten Schlag in den Nacken, tritt einien Schritt zurück, faßt mit beiden Händen die Mordwaffe, holt aus und trennt mit einen gewaltigen Schlag das Haupt vom Rumpfe. Der Körper des Martyrers fällt nach vorn zu Boden und verschwindet zwischen den Blumen des Gartenbeetes, das er selbst jeden Tag mit Sorgfalt gepflegt hat, und färbt die Blumen und den Boden rot mit seinem Blute.

Ein Schrei des Entsetzens entringt sich meiner Brust. Schluchzen vor Schmerz wende ich mich an die Schergen und rufe: „Was habt ihr getan?!" Im selben Augenblick sind

die Mündungen zahlreicher Revolver und Gewehre auf mich gerichtet. „Nieder mit ihm!" erschallt es aus den wilden Kehlen der blutberauschten Briganten. Der Henker läuft mit dem Schwerte auf mich zu. Ich sehe, wie er, um mich schneller zu erreichen, auf die Leiche des Märtyrers springt und gegen mich anrennt. Daß er mich nicht niedermetzelte, verdanke ich nur dem schnellen Dazwischentreten eines Offiziers, der mir von Anfang an seinen Schutz versprochen hatte, weil ich ihn, während die Räuber mein Arbeitszimmer plünderten, auf einen Gegenstand aufmerksam gemacht hatte, für den er sich besonders interessierte.

Mit Entsetzen im Herzen verlasse ich den Ort des Grauens und ziehe mich in das Bischofszimmer zurück. Die Räuber geben sich unterdes weiter der Plünderung hin; auch mein Wachtposten beteiligt sich daran. Kurz darauf kommt P. Maggini aus dem oberen Stock herunter. Er begegnet dem Henker, der ihn zur Leiche des P. Gabriel führt und auf diese hinweisend nach chinesischer Anschauung sagt: „Schau ihn an! Willst du dich für seine Ehre opfern?" Das heißt soviel als: „Willst du getötet werden, um den Geist des P. Gabriel Hu zu beruhigen?" ....

Das dritte Blutopfer

Kaum ist P. Gabriel Hu der Wut der Räuber zum Opfer gefallen, da wird P. Bonaventura Tseng in den Klosterhof geführt; bald

darauf bringt man auch die Patres Thomas Kuo und Benedikt Cheng dorthin. Es sind die drei Patres, die auf dem Spaziergang den Anmarsch der Räuber beobachteten und nichts Gutes ahnend umkehrten, um auf der Missionsstation ihre Beobachtungen zu melden. In Saenkiayatse stießen sie vor der Knabenschule der Pfarrei auf Räuber, die als Vorposten dort geblieben waren. Sobald der Posten die Spaziergänger erkannte, führte er sie als Gefangene zum Haupttor der Ringmauer. Nach ungefähr einer halben Stunde brachte man sie von dort ins Kloster, wo sie von den plündernden und räubernden Banditen mit den häßlichsten und gemeinsten Schimpf- und Schmähreden empfangen wurden, wie nur satanischer Haß und höllische Bosheit sie eingeben können.

P. Bonaventura Tseng, der die Räuber zu beschwichtigen und sich zu rechtfertigen versucht, erhält eine schallende Ohrfeige.

Unsere Lage wird immer kritischer. Wir haben ohne Ausnahme den Eindruck, daß wir den Händen der Räuber lebend nicht entkommen werden. Wir geben uns deshalb gegenseitig die Lossprechung und suchen einander Mut zu machen.

Das teuflische Spiel geht weiter. In bestialischer Weise wenden sich die Räuber besonders gegen den guten, alten P. Thomas Kuo, während P. Benedikt Cheng, den sie für einen Volksschullehrer halten, kaum belästigt wird. Dem P. Kuo geben sie sofort zu verstehen, daß sie ihn töten wollen. Da er alt und krank ist, würde er ihnen nicht folgen können, falls sie

ihn als Geisel mitnehmen würden. Das unheimliche Geschrei: „Nieder mit ihm! Nieder mit ihm!“ ertönt immer wieder schauererregend aus dem Munde dieser wilden Mordbuben.

Als P. Thomas in die Knie gezwungen wird, tritt Br. Lukas vor den Henker Ly hin, wirft sich auf den Boden und bittet und fleht, dem alten, verdienten Pater doch das Leben zu lassen. Des Bruders inniges Flehen ist vergebens; mit den Worten: „Der große Mann will keinen Kotau!“ stößt man Br. Lukas hart und roh beiseite. P. Thomas' letzte Stunde ist gekommen. Der Henker Ly jagt ihm eine Revolverkugel in den Nacken und erstickt damit den letzten Seufzer, das letzte Gebet des Märtyrers. P. Thomas stürzt vornüber tot zu Boden, nicht weit von der Leiche des P. Gabriel Hu.

Im Nachbarzimmer ist das mitleiderregende Wimmern des Terziarbruders Franziskus Ch'eng verstummt, ein Zeichen, daß auch er mit der Krone des ewigen Lebens geschmückt ist.

„Hl. Gabriel, hl. Thomas, hl. Franziskus, bittet für uns, seid unsere Fürsprecher!“ Wahrhaftig, so werden wir sie einmal als Martyrer der Kirche anrufen können!

Eine mutige Ordensfrau

Die Nacht zieht herauf . . . Die Plünderung der Residenz ist beendet . . . Die Beute liegt aufgestapelt im Klosterhof . . . .

Die Oberin des Waisenhauses der heiligen Kindheit, Schwester Maria Chang, hatte den

Mut, zu unserem Kloster zu kommen, um Zeugin der kommunistischen Greueltaten zu sein. Auf unser Ersuchen hin darf sie unbehelligt zum Waisenhaus zurückkehren. Vor ihrer Rückkehr bitte ich sie, nach unserer Abführung — wenn man uns nicht alle tötet, wird man uns sicher als Geiseln mitschleppen — das Kloster und die Klostersachen, soweit die Räuber sie nicht genommen haben, zu bewachen. Ob sie mich allerdings verstanden hat, bezweifle ich, da sie vor Entsetzen und Schmerz wie erstarrt war.

Von den Räubern verschleppt

Während die Räuber über das für die Seminaristen bestimmte Abendbrot herfallen, bedeuten sie uns, daß wir zum kommandierenden General der Roten Armee nach Koang-ingt'ang abgeführt werden, der über unser Los entscheiden soll.

Da es ein kühler Abend ist, erbitte und erhalte ich die Erlaubnis, aus meinem Schlafzimmer im Seminar warme Kleidungsstücke zu holen. Dasselbe wird meinen Mitgefangenen gestattet. Ich finde das Seminar verlassen. Die Zöglinge werden bei den christlichen Familien ringsum Schutz gesucht und gefunden haben. Auch unser Dienstpersonal ist verschwunden. Nur zwei Arbeiter und ein Diener sind zurückgeblieben oder vielmehr zum Bleiben gezwungen, um den Räubern beim Fortschaffen der Beute zu helfen.

Der Henker Ly ruft seine Rotte zusammen. Als der Befehl zum Abmarsch gegeben wird, zeigt sich, daß die Räuber die Beute allein nicht tragen können. Es werden deshalb P. Benedikt Cheng und der Terziarbruder Stefan Lu als Gepäckträger bestimmt. Gegen 8 Uhr abends beginnt der Abmarsch. Gefesselt schreite ich, von einem Räuber begleitet, meinen Mitbrüdern P. Mansuet Maggini, P. Bonaventura Tseng, Br. Lukas Santini und den mit Bündeln beladenen P. Benedikt Cheng und Terziarbruder Stefan Lu voraus. Meine Mitbrüder sind wie ich gefesselt, und jeder hat einen Räuber zur Seite. Außerdem gehen einige Räuber zu unserer Bewachung vor uns her, andere folgen, sodaß an ein Entrinnen nicht zu denken ist.

Bei unserm Abmarsch ruft einer der Banditen: „Diese Europäer! Wir behandeln sie viel zu gut. Drei Chinesen haben wir umgebracht, von diesen Ausländern aber noch keinen einzigen!" Das reizt die anderen Räuber, uns mit bissigen, häßlichen, gemeinen Bemerkungen zu überschütten. Glücklicherweise verstehen wir nicht alles. Der von den Räubern gesprochene hunanesische Dialekt ist sehr verschieden von der in unserer Gegend gebräuchlichen Mandarinensprache.

Wir finden das große Tor der Ringmauer verödet, öde und still auch die Pächterhäuser und die Schule von Saenkayatse . . .

Einer der Unsrigen — ich glaube Br. Lukas ist es — beginnt den Rosenkranz laut zu beten. Leider können wir ihn nicht mitbeten; der

Weg ist zu holperig; auch ist es düster und die Räuber schwätzen miteinander; dabei verfehlen sie nicht, sich gegenseitig anzurufen. Vielleicht fürchten sie einen Überfall. In dem Walde, nahe beim Hause des Bauern Joseph Liu, hört man Getöse. Hin und wieder saust auch ein Stein den Berg hinab. Die Räuber feuern einen Revolverschuß ab, und sofort ist alles still. Da, wo der Weg abschüssig zu werden beginnt, bei den Muokuishely, d. i. bei den Zehnteufelsmeilen, sehe ich die Häuser drunten in der Schlucht und die Ebene weithin erleuchtet, ein Zeichen, daß das Rote Heer in der Gegend lagert. Wir steigen also talwärts und finden, daß alle Pächter- und Gutsbesitzershäuser längs der Straße von Abteilungen der Roten Armee belegt sind. Wir kommen nach Koangyingtang. Überall auf den Straßen wimmelt es von Räubern. Auch die Häuser sind von ihnen voll besetzt. Unsere Ankunft wird sehr beachtet. Von allen Seiten ruft man den Räubern, die uns gefangen führen, zu: „Bravo! Famos! Herrliche Beute!" Auch an Spottreden auf uns fehlt es nicht. Ich höre den Ruf: „Nieder mit der katholischen Kirche! Nieder mit den imperialistischen Hunden!"

Sofort werden wir zum Roten Armee-Kommando geführt. Es hat seinen Sitz im Hause der Familie Han, der reichsten und bestsituiertesten des Ortes. Huolung. Der Kommandant ist schon zur Ruhe gegangen. Er steht aber wieder auf, als ihm unsere Ankunft gemeldet wird. Uns Missionare würdigt er bei seinem Erscheinen kaum eines Blickes.

Großes Interesse zeigt er dagegen für die Gewehre, die von unserer Residenz mitgebracht worden sind. Ly, der Henker, sagt gegen mich gewandt, ich hätte das Gesetz übertreten; denn ich hätte im Hause Gewehre aufbewahrt. Ich mache demgegenüber Huolung auf den Trockenstempel der Militärbehörde aufmerksam, der auf jedem Gewehrkolben angebracht ist. Ich füge bei, wir hätten die Gewehre ganz vorschriftsmäßig aufbewahrt. Eigentlich gehörten sie ja gar nicht uns, sondern der Militärbehörde, der wir sie auf Anforderung jederzeit wieder abgeliefert hätten. „Nun seid ihr gekommen", füge ich bei, „und habt sie gefordert, und ohne Zögern haben wir sie auch ausgeliefert." Huolung (lung = der Drache) darauf: „Habt keine Angst! Deswegen wird euch nichts passieren."

Eine Viertelstunde später sind wir mit zwei anderen Gefangenen in einem Zimmer eingesperrt. Ein Posten mit geladenem Gewehr hält vor der Türe Wache.

In harter Gefangenschaft

Hier werden wir auch zum ersten Male von einem gewissen Chanyinnan verhört. Er ist, wie wir später erfahren, der Generaladjutant von Huolung. Er stellt allerhand Fragen und bedroht uns ein um das andere Mal mit dem Tode. Er will unsere chinesischen Namen wissen. Als er hört, daß P. Bonaventura Tsengsanseng heißt, geht ihm auf einmal ein

Licht auf. „O", sagt er, „dann kennst du gewiß das und das Christenmädchen?" P. Bonaventura bejaht es; denn das Mädchen ist eine Verwandte von ihm. Darauf fordert der Adjudant ihn auf, demselben einen Brief zu schreiben. Wenn das Mädchen zu unseren Gunsten wiederschreibe, werde unsere Sache bald und gut geregelt sein. Er möge mit ihm auf die Kommandantur kommen. Dort schreibt P. Bonaventura wirklich einen Brief an das Mädchen. Als er ins Gefängnis zurückkehrt, erfahren wir, daß er keinem anderen Verhör mehr unterzogen, noch auch von neuem bedroht worden ist. Das hatten wir nämlich befürchtet.

Aber nun kommen andere Räuber herein und tasten uns ab, ob sie etwas Brauchbares bei uns finden. Dabei gehen sie ganz unverschämt zu Werke. Bei mir finden sie nur ein Handtuch. P. Maggini muß seine Schuhe abgeben. Er erhält dafür ein Paar andere von einem Räuber. Die sind aber ganz zerrissen und dreckig.

Um 11 Uhr etwa läßt man uns endlich allein. Wir benutzen diese Gelegenheit, um einander die Beichte zu hören. Wir sind überzeugt, morgen geht es zum letzten Gang; man wird uns töten . . .

Wir versuchen, auf dem nackten Boden ein wenig auszuruhen. Als Kissen dienen ein paar Holzstücke. Natürlich schläft's sich darauf wunderbar!... Wir finden wenig oder gar keine Ruhe. Wir sind ja auch noch zu sehr erregt. Unser Leid wird noch vermehrt durch den Ge-

danken, daß heute Monsignore Ricci und P. Guardian Hyginus Checcacci von Laohokow abgereist sind. Morgen werden sie ganz sicher den Räubern in die Hände fallen. Denn niemand von der Bevölkerung und auch von den Behörden hätte daran gedacht, daß die Banden so plötzlich gekommen wären.

Spott, Schläge und Fußtritte

16. Mai 1931. Gegen 3 Uhr morgens bringt man uns etwas zu essen: Reis mit Gemüse, ungenießbar, nur eben angewärmt. Obwohl wir uns gestern abend nüchtern schlafen gelegt, rührte doch keiner von uns die Speise an. Unsere beiden Leidensgefährten vermögen ebenfalls nur einige Löffel davon herunterzuwürgen. Da kommt auch schon Befehl zum Abrücken. Unser Marschziel, heißt es, sei der Marktflecken Shehoakai. Das sind ungefähr 50 Kilometer Entfernung. Auf dem Platze vor dem Hause müssen wir noch eine Weile warten. Zum ersten Male sind wir da so richtig die Zielscheibe des Spottes und Hohnes der rohen Soldateska. Dann rücken wir ab. Es geht durch den Hauptstadtteil von Koang-ing-t'ang. Ich sehe einen bekannten Christen und bitte ihn, er möge alles versuchen, daß jemand nach Laohokow geschickt wird; am besten wär's, wenn er selbst hingehe und den Missionsobern über das Vorgehen in Kenntnis setze. Er verspricht es. Eine weitere Unterhaltung ist nicht möglich; denn die Soldaten drängen zur Eile.

Der rote Heerhaufen — seine Stärke ist uns noch unbekannt — zieht in langem Zuge nach Indianerart auf der Straße Koang-ing-t'ang, Otuo-puo, Shehoakai dahin. Während einer Marschpause kommt Huolung herangesprengt und nimmt uns lange aufs Korn. Was mag er wohl im Sinne haben? —

An einer seichten Stelle überschreiten wir den Changtsiao. Dabei stehen wir bis an die Hüften im Wasser. Das Flußbett ist voll von Kieselsteinen. Deshalb ist das Waten für alle mit Schmerzen verbunden. Br. Lukas verstaucht sich dabei den Fuß; das macht ihm noch lange zu schaffen. Natürlich sind wir alle pudelnaß. Die Kleider trocknen den ganzen Tag nicht. Wir haben kaum den Fluß überschritten, da übergibt man uns der Wachtkompagnie. Ngan-fu-fei heißt sie, d. i. Verbrecher-Bewachungsmannschaft. In den Augen dieser Banditen sind wir Missionare also Verbrecher.

Ein Soldat dieser Kompagnie führt die Aufsicht über uns und ist für jeden einzelnen verantwortlich. Seine Ausrüstung ist ein Gewehr und eine Mauserpistole. Andere Räuber gehen dem Gefangenentransport voraus oder folgen ihm. Weh, wenn einer nur den geringsten Fluchtversuch machen wollte! Er würde sofort erschossen. Der Wachthabende darf sich herausnehmen, die armen Gefangenen zu schlagen, zu beleidigen, ihnen Fußtritte zu geben. Niemand zeigt darüber Unwillen, noch weniger untersteht sich jemand, ihn deswegen zu tadeln. So sollten wir während unserer ganzen Gefangenschaft behandelt werden.

Nun ziehen wir durch den Ort Changtsiao-pu. Da sehe ich Huolung, wie er an einem Tische eine Tasse Tee trinkt. Ich fasse mir ein Herz, gehe auf ihn zu und sage zu ihm: „Hoher Herr! Wir sind nicht mehr jung und an das Gehen nicht gewöhnt, viel weniger an das Marschieren. Kannst du nicht dafür sorgen, daß wir ein Transportmittel bekommen, vielleicht eine Sänfte oder ein Reittier? Sonst werden wir alle vor Erschöpfung auf dem Wege erliegen.“ Er gibt mir den knappen Bescheid: „Sei unbesorgt! Bei der nächsten Gelegenheit wird geholfen!“

Mit den Räubern über das U-tuo-pu-Gebirge

Wir kommen nun zum U-tuo-pu-Gebirge. Mühsam geht es die erste Steigung hinan. Für mich ist der Anstieg besonders beschwerlich. Denn mein Wachtposten belästigt mich fortwährend. In einemfort schimpft und wettert und flucht er über die katholische Kirche und die europäischen Mächte und auch über mich. So bekomme ich schon gleich am ersten Tage einen Begriff, wie diese kommunistischen Räuber denken und was sie wollen. Anfangs gebe ich mir einige Mühe, dem Wachtposten zu antworten, um ihn zum Schweigen zu bringen. Aber bald merke ich, daß das vergebens ist. So sage ich nichts mehr. Aber das verdrießt ihn erst recht.

Wir erreichen den Kamm des Gebirges. Dort läßt man uns etwas aufatmen. Wir müssen achtgeben, daß wir uns alle wieder zusammenfinden, denn der Zug war unterwegs ziemlich auseinandergekommen.

Der Aufstieg — ungefähr zehn Kilometer Weges — ist für P. Bonaventura Tseng über die Maßen beschwerlich gewesen; denn er ist ein Mann von 69 Jahren, und wegen der Hitze quälte der Durst ihn gar sehr. Er kann unmöglich den Aufstieg machen. Aber er wird einfach vorwärts geschoben und manchmal vom Posten und den andern Banditen roh mißhandelt. Lange nach uns kommt er auf der Höhe an. Er ist buchstäblich am Ende seiner Kraft; furchtbar peinigt ihn sein Asthma; er ist nicht mehr imstande, den Mund zu schließen; und ach: Wir können ihm nicht helfen!

Beim Abstieg geht's etwas langsamer. Es heißt, die Vorhut der Räuber sei schon im Kampfe mit der Ortswache von Shehoakai. Von Zeit zu Zeit hört man Kanonendonner. Es sind aber nur wenige Soldaten in der Stadt. Als wir hören, daß die Räuber ganz unerwartet ins Tal kamen, ist es uns klar, daß Monsignore Hermenegild Ricci und P. Hyginus Checcacci in Gefangenschaft gerieten. Gegen Mittag kommt Befehl, die Wachtkompagnie solle auf dem U-tuo-pu übernachten und nicht nach Shehoakai weitermarschieren. Wir Geiseln werden in einem Kolonistenhause einquartiert und in eine Zimmerecke gesperrt. Ein Flechtwerk bildet eine Art Abschlußmauer. An frischer Luft fehlt es uns nicht, wohl aber

an Raum und Licht. Daß sich alle gleichzeitig hinlegen, ist unmöglich; der eine oder andere muß immer stehen.

Gegen Abend kommt ein Meldereiter von Shehaokai. Er teilt mit, daß der Marktflecken gestürmt und die ganze Besatzung mit ihrem Führer gefangengenommen sei. Es befänden sich aber auch, fügt er freudestrahlend hinzu, drei Europäer mit langen Bärten unter den Gefangenen. Zwei von diesen Gefangenen können nur Monsignore Ricci und P. Hyginus Checcacci sein. Aber der dritte...?

Was wir befürchtet hatten, ist eingetroffen, ja, es ist noch schlimmer gekommen. Von den Räubern hören wir nämlich, daß am Morgen ein Regiment Soldaten abermals zur Residenz und zum Bergkloster marschiert ist. Alles sei durcheinandergeworfen und zerstört worden. Sie bemerken auch, im Kloster seien vier Leichen gefunden worden ... Drei davon kennen wir, aber die vierte können wir uns trotz allen Hin- und Herfragens nicht erklären.

Während diese Hiobsposten — es sind wirklich solche — uns zu Ohren kommen, bricht allmählich die Nacht herein. Man reicht uns einen Mundvoll halbgekochten Reis; aber es ist uns auch diesmal unmöglich, ihn herunterzuwürgen. Schlaflos verbringen wir die Nacht, schon wegen der großen Unbequemlichkeit der Schlafstätte. Wir sind zu sieben Personen, haben aber nur etwas mehr als einen Quadratmeter Raum zur Verfügung. Dann nehmen uns auch der Modergeruch des Lokals und seine Schwefel- und Ammoniakdünste den Atem.

In der Zeit, wo sonst Schweigen herrscht, müssen wir einem Räuberappell beiwohnen. Nachdem alle aufgerufen sind, fängt man an, die Internationale zu singen. Frag aber nicht wie! Die Räuber singen auch andere Lieder, die wir indessen nicht verstehen. Zum Schluß singen sie ein Lied, das wie das Einüben einer chromatischen Tonleiter lautet. Es ist aber mehr eine Art Stimmakrobatie und hat mit musikalischen Intervallen nichts zu tun. Ich muß herzlich darüber lachen. Diese Entspannung befreit mich für einen Augenblick von dem grenzenlosen Weh, das mich drückt, wenn ich an die Gegenwart und die Zukunft unserer Mission denke. Aber nicht verzagen! Vorwärts!

Im strömenden Regen nach Shehoakai

17. Mai. Der Morgen dämmert kaum, da bringt man uns einen Imbiß. Aber was uns angeboten wird, ist ein Zeug, daß wir trotz unsers Hungers nur wenig davon anrühren. Nun führt man uns auf den Hof. Dort wird uns bestätigt, daß Monsignore Ricci und P. Hyginus Checcacci wirklich gefangen sind. Und auch noch von einem Dritten hören wir abermals. Wer mag es sein? Unsere arme Mission!

Wir werden wieder in die Marschkolonne eingereiht, und fort geht's auf Shehoakai zu. Es regnet in Strömen. Wir haben weder Schirm noch sonst etwas zum Schutz. So werden wir naß bis auf die Haut. Es ist win-

dig dazu. Wir fangen bald an zu frieren. Der Weg wird schlammig. Auch deswegen ist das Marschieren beschwerlich. Dabei sind es bis zum Ziel noch 35 Kilometer. Nur mühsam kommen wir vorwärts. Am meisten hat der alte P. Bonaventura auszustehen. Das Asthma quält ihn. Er stöhnt zum Erbarmen. Wir kommen an einen Fluß. Auf einem Stege müssen wir hinüber. Aber ach! P. Bonaventura kann ihn nicht passieren. Die Räuber stoßen ihn deswegen ohne weiteres ins Wasser, so daß er durch und durch naß wird. Die Kleidung beschwert ihn; er kann nicht mehr weiter. P. Maggini und Br. Lukas stützen ihn brüderlich und helfen ihm beim Gehen. Aber nur eine Weile erlauben es die Wachtposten. Dann wird der arme P. Bonaventura mit rohen Stößen vorwärts getrieben. Einer der Räuber schreit dabei zu wiederholten Malen: „Entweder kannst du laufen oder wir bringen dich um."

Schließlich erreichen wir die Ortschaft Sükiayatse. P. Maggini und ich bemühen uns, eine Sänfte aufzutreiben. Aber für Geld und gute Worte ist nichts zu haben. Da wende ich mich an den Offizier und bitte ihn, er möge sich doch nach einigen Sänftenträgern umsehen; wir würden ihnen schon eine Vergütung zukommen lassen; der alte P. Bonaventura werde sonst vor Erschöpfung sterben. Auf Befehl des Offiziers zwingen nun die Räuber zwei Männer, eine einfache rohe Sänfte herzurichten. Auf dieser kommt P. Bonaventura glücklich bis nach Shehoakai.

Auch Msgr. Ricci in den Händen der Banditen

17 Kilometer von Shehaokai liegt der Häuserblock von Ngantseya, wo man immer absteigen muß, wenn man zum Kloster auf dem Chayuenkow hinaufgeht oder vom Chayuenkow herunterkommt. Auch wir Patres pflegen dort auf unsern Reisen zu halten.

Als wir an dem Häuserblock vorbeikommen, werde ich von dem Wirte erkannt. Er sagt mir gestern, am 16. Mai, seien hier in seiner Wirtschaft Monsignore Ricci und P. Hyginus Checcacci gefangengenommen worden. Sie wären gerade beim Frühstück gewesen. Die Räuber waren auch hier wie gewöhnlich ganz unerwartet erschienen. So hatten sie Monsignore Ricci und P. Checcacci gefangengenommen, ohne daß sie Zeit und Gelegenheit gehabt hätten, einen Fluchtversuch zu machen. Man hatte sie gefesselt und ihnen gedroht, sie würden auf der Stelle umgebracht, wenn sie auch nur Miene machen würden, sich zu verteidigen. Die Räuber hatten eine Leibesuntersuchung angestellt und ihnen alles genommen, was sie bei sich führten. Ihre Gepäcksachen wurden ohne weiteres beschlagnahmt, dazu auch alle Aktenstücke und Urkunden über das Kirchenvermögen. Gerade diese sollten von Laohokow ins Bergkloster gebracht werden, denn die Obern glaubten, der Chayuenkow sei der geeignetste und sicherste Ort, wo man sie aufbewahren könne. Nun sollen diese Urkunden

die Banditen darüber aufklären, was die Kirche an Gebäulichkeiten und Ländereien besitzt. Sie sollen die stärksten Unterlagen bilden, worauf sie ihre Forderungssumme für unsere Befreiung stützen werden.

Man ließ nun unsere zwei neuen Gefangenschaftsgefährten ihre Reisesänften besteigen und brachte sie zum Marktflecken Shehoakai zurück. Dort, beim Kommando der 8. Roten Division, blieben sie am 16. und 17. Mai in den Händen ihrer Häscher. Wie wird man sie behandelt haben? Was hatten sie wohl auszustehen? Die Ärmsten! —

Da ich also mit dem Wirte bekannt bin, bitte ich ihn, ob er mir wohl einen Gefallen tun wolle. Er möge doch einen Brief von mir persönlich nach Laohokow bringen. So wollte ich den dortigen Missionsobern von dem Traurigen, was vorgefallen, in Kenntnis setzen. Er verspricht mir das. „Kann ich nicht etwas Papier haben", frage ich, „ich möchte gern ein paar Reihen schreiben." „Ich habe keins", antwortet er. Da sagt mein Posten, er habe europäisches Papier und auch einen Bleistift und überläßt mir beides. Nun schreibe ich einige Zeilen. Ich berichte kurz, welches Blutbad auf dem Chayuenkow angerichtet ist, und wie wir und Monsignore in Gefangenschaft geraten sind. Ich schreibe an den hochwürdigsten Apostolischen Administrator P. Alfons Ferroni O. F. M., er solle die Personen und Sachen der Mission in Sicherheit bringen; denn es heiße, die Räuber wollten gegen Laohokow ziehen und es belagern und erstürmen.

Mit Mord und Brand zeichnen die Räuber ihren Weg

Wir marschieren weiter auf Shehoakai zu. Unterwegs begegnen wir Sänften, auf denen Verwundete liegen. Ein deutliches Zeichen, daß gestern in Shehoakai gekämpft worden ist. Ehe wir in den Ort einrücken, werden wir kolonnenweise aufgestellt. Zu unserm Quartier marschieren wir durch den westlichen Stadtteil und auch eine Strecke durch die Mittelstadt. Die Häuser sind von Räubern besetzt. Sie schmähen und verhöhnen uns in der gemeinsten Weise. Aber wir ziehen aufrechten Hauptes dahin, denn unser Gewissen ist rein.

Als wir an den Fluß kommen, der mitten durch Shehoakai fließt, sehen wir auf seinem Grunde einige Leichen liegen. Sie sind furchtbar zugerichtet. Wir erfahren, daß es die Leichen von maßgebenden Zivil- und Militärbehörden des Ortes sind. Die Mehrzahl der Bevölkerung hat rechtzeitig flüchten können, aber der Ort selbst, ein reicher Marktflecken, war der Gewalt der Räuber preisgegeben, und die haben ihn in einer Weise geplündert, wie nur sie es verstehen. Zahlreiche Häuser sind eingeäschert. Die Zahl der Geiseln aus der Zivilbevölkerung beläuft sich auf einige Hundert. Man berichtet uns, daß der Gemeindeverwaltung von Shehoakai eine ungeheure Abgabe auferlegt ist. In zwei Tagen ist sie zu zahlen. Sonst ist dem Ort die Zerstörung und den Geiseln der Tod sicher.

Nach einigem Hin und Her durch die Straßen werden wir endlich in das Haus geführt, das uns als Gefängnis dienen soll. Wir werden in ein Zimmer ohne Fenster eingesperrt. Das Licht fällt nur vom Dache her herein. Indes ist es, wenn auch eng, doch einigermaßen sauber. Es stehen zwei chinesische Betten darin. Auf das eine läßt sich sogleich P. Bonaventura fallen. Der Arme! Es ist, als wenn er jeden Augenblick sterben müßte. Das zweite wird von den Trägern P. Bonaventuras belegt. Sie werden nicht, wie man ihnen versprochen hat, entlassen, sondern zurückgehalten; vielleicht für einen anderen Dienst. P. Maggini, Br. Lukas, P. Benedikt, Br. Stephan und ich machen's uns auf der Erde bequem. Der Hausknecht bringt uns etwas Tee. Da er aber ohne Erlaubnis des Postens ins Gefängnis gekommen ist, wird er mit dem Kolben und unter Todesdrohungen wieder hinausgetrieben.

Wir versuchen vergeblich, mit einigen Christen des Ortes in Verbindung zu treten. Wer konnte, hat sein Heil in der Flucht gesucht. Wir schreiben jedoch einen Brief an den Apostolischen Administrator P. Alfons Ferroni und übergeben ihn Leuten, die ihn besorgen wollen.

Man verbreitet das Gerücht, morgen würden die Räuber den ersten Versuch machen, Laohokow zu erobern, und zwar einzig zu dem Zweck, es zu plündern. Diese Nachricht vermehrt nicht wenig unser Leid. Wir können nur beten und wünschen, daß der liebe Gott unsere arme Mission vor weiteren Schäden bewahre.

In den Abendstunden kommt der Diensttuende Offizier der Wachtkompagnie ins Gefängnis mit der Frage, ob wir wohl aus dem Beine eines Räubers, der gestern im Gefecht verwundet wurde, eine Kugel entfernen könnten. Zuerst suchen wir dem Ansinnen auszuweichen, besonders deshalb, weil die nötigen Instrumente und Medizinen fehlen. Der Offizier besteht aber auf seiner Forderung. So erklären wir uns denn bereit, den Verwundeten zu besuchen. Und wir werden wahrhaftig in das Haus geführt, in dem das kommunistische Armeekommando seinen Sitz hat. Nachdem wir den Verwundeten untersucht und seinen ganz bedenklichen Zustand erkannt haben, weigern wir uns indessen aufs neue, obschon der Offizier versichert, wir dürften jedes Messer zur Operation gebrauchen, und es würde uns bestimmt nichts passieren, selbst wenn der Verwundete stürbe.

In diesem Stabsgebäude werden, wie wir in Erfahrung bringen, auch Monsignore Ricci und P. Checcacci gefangen gehalten. Auf unsere Bitte, mit ihnen sprechen zu dürfen, erwidert man uns, morgen könne es geschehen. Wir werden dann in unser Gefängnis zurückgeführt. Als es Abend wird, legen wir uns auf den Boden, um ein wenig auszuruhen. Wir hatten ja von unserer Gefangennahme an bis jetzt keinen Augenblick Ruhe gehabt und sind sehr müde. Aber wir finden wenig Ruhe. In unserem Zimmer sind noch andere Geiseln und Träger untergebracht. Wie es heißt, sollen sie morgen die für die Europäer bereitgestellten Sänften tragen.

Ein weiteres Blutopfer

18. Mai. In aller Frühe erhalten wir die Mitteilung, daß Befehl zum Abmarsch gekommen ist. Bald darauf erscheint der Offizier der Wachtkompagnie und fragt, wer von uns krank und der älteste sei. Wir weisen auf P. Bonaventura hin. Der Offizier sagt: „So, den entlassen wir jetzt. Er kann nach Laohokow gehen und eure Freilassung betreiben."

Über diese Mitteilung sind wir natürlich sehr erfreut. Wir reichen P. Bonaventura die Hand, tragen ihm unsere Bestellungen auf und geben der Hoffnung auf unser aller Freilassung lebhaften Ausdruck. Doch unsere Freude ist nur von kurzer Dauer. Denn schon sagt der Offizier zu P. Bonaventura: Song-ni-lao-u-li-kü", d. h.: „Ich geleite dich zum alten Hause" oder in der Räubersprache: „Du wirst umgebracht." Wir verstehen diese Worte nicht recht, P. Bonaventura aber versteht sie. Zu P. Maggini gewandt sagt er auf italienisch: Ich weiß schon, welch bösen Scherz sie mit mir treiben. Betet für mich."

Wir ahnen nichts Böses. Wir wiegen uns vielmehr in der frohen Hoffnung, jetzt werde wohl alles gut gehen.

Was aber gerade in dieser Zeit geschah, das erfuhren wir erst nach etwa drei Wochen von einer Ordonanz. Man hatte nämlich P. Bonaventura sogleich in einen kleinen Hof des Hauses abgeführt, der nur fünf Meter von uns entfernt lag. Dort war man über ihn hergefallen und hatte ihn mit einem großen Messer enthauptet. Es mag 7 Uhr morgens gewesen sein. . .

Bald nach P. Bonaventuras Fortgang werden auch wir in Marsch gesetzt. Erneut in Gruppen formiert geht's fort auf der Heerstraße. Es regnet in Strömen. Auf einmal sehe ich an der andern Seite unter einem Torbogen Monsignore Ricci und P. Checcacci. Ohne auf das Rufen und Fluchen meines Postens zu achten, laufe ich zu ihnen hin. Man kann sich leicht vorstellen, was wir zuerst gesagt, wie wir uns zur Ergebung in Gottes heiligsten Willen aufgemuntert haben. Ich erzähle auch, daß wir wieder Hoffnung haben könnten und dann noch kurz, wie sich die Katastrophe auf dem Chayuenkow abgespielt hat. Bisher haben sie nur von den Räubern darüber gehört. „Der liebe Gott hat es zugelassen", erwiderte Monsignore Ricci tief ergriffen, „Sein Name sei benedeit!"

Schlußwort

Das Wiedersehen mit Monsignore Ricci und P. Checcacci hat unter anderem das Gute, daß wir armen Gefangenen vom Bergkloster von jetzt ab gemeinsam unser hartes Los tragen und uns gegenseitig besser helfen und trösten können. Den Mittelpunkt der kleinen Karawane bildet natürlich der hochwürdigste Herr. Aber gerade er bedarf am meisten der Hilfe. Denn schon vor längerer Zeit hat ihn der Schlag gerührt. Seine rechte Seite wurde ge-

lähmt. Er ist nur noch ein halber Mann, wie er selbst sagt. Deswegen hat er auch die Leitung der Mission in Laohokow niedergelegt und sich ins Bergkloster droben auf dem Chayuenkow zurückgezogen. Dort kann er sich wenigstens noch im Beichtstuhl und im Seminar nützlich machen. Bisweilen nur reiste er noch zur Aushilfe nach Laohokow. Doch jetzt kann er auch solche Dienste nicht mehr leisten. Er ist mit Christus ein Gefangener geworden und muß wie sein Meister den härtesten Leidensweg seines Lebens gehen. Fast volle vier Monate schleppen ihn die Räuber auf ihren Gewaltmärschen von einem Ort zum andern.

Was Monsignore Ricci in dieser Zeit an Strapazen und Mühen, an Hunger und Durst, an Spott und Hohn, an Ängsten und Todesnot ausgestanden, aber auch, wie geduldig und gottergeben er alles gelitten hat, das hat P. Germanus Lazzeri getreu in seinem Tagebuch aufgezeichnet.

Als der hochwürdigste Herr am 10. September endlich wieder in Freiheit gesetzt wird, sind auch seine letzten Kräfte aufgezehrt. Zwar flackert sein Lebenslicht im Kreise seiner Lieben in Laohokow noch einmal auf, aber nur, um dann völlig zu erlöschen. Am 23. November stirbt er im Krankenhause der ägyptischen Schwestern zu Laohokow.

P. Hyginus Checcacci, der Monsignore Ricci auf seiner verhängnisvollen Rückreise von Laohokow begleitete und dabei auch selbst von den Räubern aufgegriffen wurde, sollte die Seinen im Bergkloster nicht wiedersehen. Er war

lange Zeit am widerstandsfähigsten von allen seinen Leidensgefährten. Als er aber am 6. Oktober, im fünften Monat seiner Gefangenschaft, von der Cholera befallen wurde, starb er noch am gleichen Tage.

Auch Br. Lukas Santini sollte aus der Gefangenschaft nicht heimkehren. Infolge mangelhafter Ernährung hatte er sich ein schweres Darmleiden zugezogen, das seine Kräfte langsam aufzehrte. Er starb am Nachmittag des 8. September 1931, am Feste Mariä Geburt. P. Lazzeri hebt in seinem Tagebuche des Bruders besondere Marienverehrung während der ganzen Zeit der Gefangenschaft hervor. Nun holte ihn die Mutter Gottes an ihrem Feste in den Himmel.

Nach Br. Santinis Tode befanden sich nur noch Monsignore Ricci, P. Checcacci und P. Lazzeri in Gefangenschaft. Die übrigen, P. Maggini, der Weltpriester P. Benedikt Cheng und Stephan Lu, der chinesische Terziarbruder, waren schon länger von den Räubern entlassen, weil diese so schneller in den Besitz von Geldern und Medizinen zum Loskauf der übrigen Gefangenen zu gelangen hofften.

Als letzter von allen durfte P. Lazzeri heimkehren. Es war am 23. November. An diesem Tage starb zu Laohokow Monsignore Ricci P. Lazzeri ist fest davon überzeugt, daß er seine Freilassung, nachdem er sechs Monde beim Roten Drachen zugebracht hatte, der himmlischen Fürsprache seines verstorbenen bischöflichen Freundes verdankt.

Wird sich auch China, soweit es unter dem

Kommunismus zu leiden hat, wieder heimfinden aus der Gewalt dieses Roten Drachen? P. Lazzeri ist der Ansicht, daß das chinesische Volk in seiner Gesamtheit für den Kommunismus nicht empfänglich ist. Die ganze Vergangenheit dieses Volkes weise andere Wege. An der heutigen politisch-kommunistischen Räuberplage sind nach dem Pater im Grunde und sozusagen allein Hunger und Elend schuld. Indes könne eine starke Regierung und eine kluge pflichttreue Beamtenschaft den unglücklichen Zuständen bald ein Ende machen und das chinesische Riesenreich mit seinen 450 Millionen Einwohnern zum alten Frieden und Wohlstand zurückführen.

Die ersten Besprechungen:

„Diese im Ignatius-Jeiler-Haus zu Münster erscheinende Sammlung wird aller Voraussicht nach tief in das religiöse Volk eindringen. Ausstattung, Format, Preis und Druck lassen es deutlich erkennen. Sie ist eine vorbildliche Taschenausgabe. Das erste Bändchen eröffnet die Sammlung mit einem Bericht, der ebenso spannend wie ergreifend ist und die Opfer des Missionslebens in ein helles Licht rückt. Es erfüllt mit Ehrfurcht gegen das heldische Missionspriestertum unserer Tage und mit Dank gegen Gott. Das zweite Bändchen lockt durch seine reizenden Schilderungen über brasilianisches Tierleben. Der Erzähler berichtet aus eigenen Erlebnissen. Es sind wundervolle kleine Momentaufnahmen des wirklichen Lebens, die besonders die Jugend interessieren und zur Beobachtung anleiten wird." (An Heiligen Quellen 1935, Seite 288.)

„Auch dies dritte Heft muß gerade uns Deutsche mit tiefer, edler Freude erfüllen. Handelt es doch in gedrängter Kürze von dem neuen „Heiligen" Brasiliens, der ein Deutscher war. Geboren in Grütlohn bei Borken i. W. und als 70jähiger Franziskaner in Rio de Janeiro am 23. März 1934 gestorben. Was dieser Mann Gottes und Mann des Volkes als Hochland- und Großstadtapostel Brasiliens geleistet hat, grenzt ans Wunderbare. Er war allen alles geworden, Helfer in allen seelischen und körperlichen Nöten, Kämpfer und Friedensstifter und vor allem ein Beichtvater, bei dem Tausende Ruhe und Frieden und Glück fanden . . ." (Antoniusbote 1935, S. 375.)